

dtv

Michael Appel

Die letzte Nacht der Monarchie

Wie Revolution und Räterepublik
in München Adolf Hitler hervorbrachten

Mit Bildteil

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich.



© 2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.
Satz: Fotosatz Amman, Memmingen
Gesetzt aus der Garamond und DIN
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28162-1

Inhalt

Mit einem Salto in die Gegenwart	7
1 Die Front ist fern	10
2 Das Land bricht in Teile	34
3 Die Front rückt näher	71
4 Ein Staat schafft sich ab	92
5 Der Umsturz	114
6 Der Volksstaat	152
7 Intermezzo	177
8 Politischer Stellungskrieg	183
9 Die Urkatastrophe	223
10 Der Weg zur Räterepublik	253
11 Die zweite Räterepublik	282
12 Die Gegenrevolution	295
13 Soldatenrat Adolf Hitler	313
Wunschdenken	350
Anhang	
Drei Zeitzeugen auf dem Weg in unsere Welt	355
Anmerkungen zur Literatur	361
Quellen der Zitate	373
Bildnachweis	384

Mit einem Salto in die Gegenwart

Viele Deutsche haben eine Erfahrung gemacht, die Menschen aus anderen Nationen bisher verwehrt geblieben ist und die wahrscheinlich auch in den nächsten Jahrzehnten ziemlich exklusiv bleiben wird. In einer einzigen Nacht lässt sich die Welt verändern – und zwar absolut, nicht nur ein bisschen. Man kann als einfacher Bürger einen Staat aus den Angeln heben und die Regierung zum Statisten degradieren, alles in wenigen Stunden und mit der größten Freude.

In Deutschland ist eine solche magische Nacht 1989 nicht zum ersten Mal geschehen. Fast auf den Tag genau einundsiebzig Jahre zuvor wurde innerhalb von Stunden und auch in einer einzigen Nacht schon einmal ein festes System, ein etablierter Staat, beseitigt. Allerdings war das System, das im Jahr 1918 verschwand, nicht 40 Jahre, sondern über tausend Jahre alt und schien für die Bürger dieser Zeit die selbstverständlichste Sache der Welt zu sein: Die Herrschaft eines Königs, eine ehrwürdige und uralte Monarchie, stürzte in der Nacht vom 7. November 1918 zuerst in München, und in den nächsten Tagen fielen die Throne in ganz Deutschland. Ein scheinbar unangreifbares und unveränderliches System löste sich auf wie Dunst im Sonnenlicht.

Was war in diesem Staat im Süden, an der Peripherie des Reichs, vorgegangen? Warum dieses Erdbeben ausgerechnet im konservativen Bayern? Die Zeitgenossen haben sich darüber gewundert, gefreut und ausführlich davon berichtet, wie es zugeht, wenn ein Staat sich selbst zum Opfer macht und sich auflöst. Auch damals haben Menschen gejubelt und auf den Straßen getanzt. Man begann, die Welt neu zu denken, und die Liste der Neuerungen, die damals aufgesetzt wurde, ist bis heute noch nicht ab-

gearbeitet. Im November 1918 taucht erstmals in den entscheidenden politischen Gremien die Forderung nach einer Gleichstellung von Mann und Frau in Staat und Gesellschaft auf. Die Quote wird debattiert. Mit der Revolution treten wir ins Heute.

Zu viel Euphorie ist dennoch nicht angebracht. Denn in dem Staat im Süden lebte ein Mann, der diese Art von Umsturz gar nicht schön und lustig fand, der nicht tanzen konnte und auch nicht wollte, sondern aufgrund seiner Erlebnisse im verrückten München die Welt mit einer ganz anderen Version von Politik zu beglücken versuchte. Er trug einen geschnittenen Schnurrbart.

Die Revolution der Jahre 1918/1919, als von München ausgehend alle deutschen Fürsten von ihren Thronen stürzten und Adolf Hitler zum Agitator wurde, ist seit fast hundert Jahren ein Gegenstand der historischen Forschung. Diese Forschung ist auch die Grundlage für dieses Buch. Aber das Ziel ist kein streng wissenschaftliches, so wie man es sinnvollerweise von den professionellen Vertretern der Zunft erwartet. Hier sollen vor allem die Menschen zu Wort kommen, diejenigen, die diese magischen Momente erlebten, gestalteten und daraus ihre Schlüsse zogen, die Erinnerungen hinterließen und Wertvolles und Vielsagendes darüber berichteten. Alles ist aus der Sicht derjenigen erzählt, die diese Zeit gestalteten, auf sie läuft es zu, und das ist eine in der Geschichtswissenschaft eher ungewöhnliche Herangehensweise. So kann man mit den Zeitgenossen zum Passanten und Beobachter werden auf den Straßen einer Stadt, in der das Schicksal eines Jahrhunderts Gestalt annahm.

Kollege H ... sagt, noch nie sei
eine Revolution so ohne Alkohol
durchgeführt worden. Kunststück!
wenn keiner da ist!
Josef Hofmiller, Revolutionstagebuch

Der Grund dafür, dass in diesem Buch die Menschen im Mittelpunkt stehen, ist nicht willkürlich, sondern hat zutiefst mit den Besonderheiten der Zeit zu tun. Vom Beginn des Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs befanden sich die Deutschen in emotionalen Erregungszuständen, von denen wir uns heute, in unserer gut geregelten und vergleichsweise äußerst gelassenen Welt, kaum mehr eine Vorstellung machen. Angst und Hass, politische Verzweiflung und politische Erlösungssehnsucht, hemmungslose Vaterlandsliebe und hingebungsvolle Revolutionsromantik, menschlich nachvollziehbare Über-

lebens-, aber auch blinde Todessehnsucht der Soldaten waren allgegenwärtig.

Dieser Schwall der Leidenschaften brach los mit dem Krieg, mit den Exzessen an nationaler Begeisterung und militärischer Opferbereitschaft. Er erschuf Jahr für Jahr – und das über dreißig Jahre und in allen extremen politischen Lagern – stets neue Varianten von radikalen Zukunftshoffnungen und verzweifelten Überlebensstrategien. Die Revolution von 1918 ist dabei einer der Höhepunkte, und noch dazu ist sie ein besonders spektakulärer. Politische Leidenschaften trieben die Menschen voran und machten sie bereit zu radikalen Lösungen, die in unserer demokratischen Welt strengstens verpönt wären und die wir bestenfalls noch von dramatischen Fernsehbildern aus den politischen Brennpunkten in anderen, instabilen Ländern kennen. Die Menschen des Jahres 1918, die eine Welt aus den Angeln hoben und die in denselben Städten und Dörfern lebten, in denen nun wir wohnen, sind uns bei der genaueren Betrachtung ihrer Hingabe zur Revolution oder später dann auch zur Reaktion in all ihrer Radikalität und all ihrem Wunschdenken zwar durchaus fremd, aber – ehrlich gesagt – genau aus diesem Grund lohnt es, ihnen zuzusehen.

1 Die Front ist fern

Sündteure Sinnenfreuden Er hat alles gesehen. Schauspieler, die sich während des Stückes unvermittelt auf den Boden werfen, röcheln, mit den Beinen strampeln, um sich schlagen – und das möglichst besinnungslos. Oder Töne herauspressen, die kein Mensch im Publikum versteht – bis der Intendant entsetzt den Vorhang fallen lässt. Zensurbeirat Josef Hofmiller – von der Polizei für die Sparte Theater bestellt – erträgt so etwas. Und erlaubt es. Schließlich ist er kein Kunstverhinderer. Die Sache mit der Zensur macht er im Ehrenamt. Aber dass Schauspielerinnen auf der Bühne ihre Bluse aufknöpfen und es mit Männern treiben sollen, das sieht er nicht ein. Das geht bei ihm nicht. Doch solche Einfälle gibt es schon lange nicht mehr. Das Schlachtfeld hat sich von den Theatern weg in die Ebenen Nordfrankreichs verlagert. Es ist ruhig in München. Und so ist Zeit für ein Gläschen Wein.

Nur weil Krieg ist, braucht man nicht auf den Dämmerstoppfen zu verzichten. Gemäß dieser sinnenfreudigen Münchner Grundeinstellung leistete sich der königliche Beamte Josef Hofmiller auch zwei Jahre nach Kriegsbeginn im Ratskeller zu München sein geschätztes Fläschchen Deidesheimer Herrgottsacker. Im Frühjahr 1916 lag der Preis noch bei 1 Mark 90 und damit etwa auf Höhe der Vorkriegszeit. Hofmiller stieg also abends mit seinen Freunden zum Stammtisch in den Keller hinab, und dann saßen sie beim Wein oder beim Bier und erklärten sich gegenseitig die Welt.

Schriftsteller, Komponisten, Ärzte, Professoren und andere Beamte: eine bunte bürgerliche Gesellschaft. Ihre Gespräche drehten sich um Themen, die auch schon vor dem Krieg verhandelt worden waren. Es war

Politik dabei, ständig ging es um bildende Kunst, die Musik und um die Weltlage ganz allgemein.

Der Arbeitsplatz des ehrenamtlichen Zensurbeirats und nebenberuflichen Kulturkritikers Josef Hofmiller war das Ludwigsgymnasium. Er nannte es seinen geliebten alten Kasten und das gemütlichste Gymnasium Münchens. Vom Ratskeller lag es nur wenige hundert Meter entfernt, und auch der Weg nach Hause war kurz. Er führte durch die Maximilianstraße, eine der schönsten Promenaden der Stadt. Bereits nach einer harmlosen Strecke von etwas mehr als einem Kilometer war Josef Hofmiller zu Hause. Er wohnte im Osten der Stadt, jenseits der Isar, in Haidhausen. In einem Radius von etwa einem Kilometer spielte sich sein geographisch gesehen durchaus überschaubares Leben als Städter ab. Der königliche Beamte, Lehrer für Englisch und romanische Sprachen, war kein Zecher. Wein zu trinken oder im Hofbräuhaus eine Maß Bier zu konsumieren, war eine Begleiterscheinung der Geselligkeit. Bei fast allen Münchnern fand der Austausch von Mensch zu Mensch in einer Gaststätte statt. Um ihn ging es der Runde im Rathauskeller, nicht um die Berausung. Doch im Verlauf des Ersten Weltkriegs ändert sich die Preisliste.

Wir wissen von diesen Veränderungen, weil Josef Hofmiller 1918 begann, Tagebuch zu schreiben. Zuerst waren es private Aufzeichnungen, die er anfertigte. Er hat sie tagsüber flüchtig festgehalten mit kurzen Notizen, die er sich im Hauseingang irgendwo in München auf seine Manschetten kritzelte und dann abends ins Reine schrieb. Als er im August mit dem Schreiben begann, wollte er lediglich Wahrnehmungen, die er machte, Stimmungen, die er erlebte, Einzelbeobachtungen, die sich aufdrängten, bewahren und sichern.

Später erkannte er, dass er mehr festgehalten hatte als nur private Notizen, dass er vielmehr eine Quelle ersten Ranges in der Schublade liegen hatte. Deshalb arbeitete er die Erinnerungen seit den späten zwanziger Jahren aus. Sein ›Revolutionstagebuch 1918/19‹ zeigt das Fühlen und Denken eines national-deutschen, konservativen Münchner Bürgers, einer engagierten Stütze von Staat und Thron, es offenbart die Ängste und Sorgen eines durchschnittlichen, halbwegs wohlhabenden Beamten, also einer Person, die durch die Revolution mehr zu verlieren als zu gewinnen

hatte. Und noch heute ahnt man: Es dürfte hunderttausende Münchner gegeben haben, die ähnlich dachten und die Ähnliches gesehen haben. Hofmiller achtete auch auf Details:

Ich gehe, wenn irgend möglich, zu Fuß, denn die Atmosphäre in der Straßenbahn, im wirklichen und übertragenen Sinn, ist erstickend. Schon der Zustand der Wagen. Lauter Eisen-
teile anstatt des Messings, alle verbeult, die Farben abgeblättert, alles schwarz, verrostet,
verwahrlost. Die Fahrgäste schauen sich gegenseitig mißtrauisch und giftig an. Dabei, wie
hübsch und blitzblank waren unsere Wagen vor dem Krieg.

Den Weg zum Deidesheimer Herrgottsacker macht er also auf Schusters Rappen und auf zunehmend durchgelaufenen Sohlen. Eine schmerzliche Veränderung für die Stammtischrunde des Josef Hofmiller ist im dritten Kriegsjahr zu beobachten. Der Wein wird teuer. Im Frühjahr 1917 liegt der Deidesheimer bei 3 Mark 50 und im Herbst desselben Jahres schon bei 5 Mark. Der königliche Beamte, dessen Gehalt nicht in diesem Umfang steigt, macht es sich zur Gewohnheit, ausländische Weine zu bestellen, die das sonstige Publikum nicht kennt und die im Preis noch nicht so gestiegen sind wie die bekannten deutschen Tropfen. Der Macon und der Chablis, beide wohl Vorkriegsbestände, sind 1917 vergleichsweise günstig und sogar billiger als der Pfälzer.

Der Alkohol wird zwar knapp, aber sicherheitshalber geht Hofmiller zu seinem Arzt für eine Untersuchung der Leber. Es stellt sich heraus, dass alles in Ordnung ist, doch zur Entspannung steckt der Internist den verunsicherten Professor dann noch in das Dampfbad seiner Praxis. Auch unter den Patienten dort ist die problematische Versorgungslage im alkoholischen Bereich das Thema schlechthin, wie der Tagebuchschreiber bemerkt:

Im Dampf saß neben mir der Hofbräumeister Schindlbeck, den ich noch von Freising kenne. Er jammerte über die »Lumperei« mit dem dünnen Bier. »Sie werden schon sehen«, sagte er, »wir kriegen einen Bierkrawall. Das lassen sich die Münchner nicht gefallen, daß das Bier so dünn wird. So oft das Bier dünner oder teurer geworden ist, haben sie einen Bierkrawall gemacht.«

Es ist nicht allein der Anstieg der Weinpreise oder das dünne Bier, das den Professor stört. Denn Ersatzstoffe und rasant steigende Preise, diese Plage kennt er von allen Nahrungsmitteln. In einer Art familiärer Solidargemeinschaft schwärmen er oder seine Frau deshalb sofort aus, wenn ihnen zu Ohren kommt, dass es irgendwo Milch gibt für ihre kleinen Kinder oder wenn es darum geht, die neu eingetroffenen Kartoffeln für den Winter zu holen. Und immer stellen sie fest: Alles wird teurer. So ist es nicht nur der Preis, der ihm plötzlich den Wein im Ratskeller verleidet. Es ist noch etwas anderes, das ihm weitaus unangenehmer scheint und sich in jedes Gespräch mit seinen Freunden drängt. Das Publikum verändert sich.

Im Tagebuch taucht dieses Thema immer wieder auf. Er beobachtet die neue Klientel aufmerksam und verwundert: Diese Gäste sind laut, rauchen so hemmunglos, dass es für andere Gäste im Ratskeller unerträglich wird, und sie machen zotige Witze in Anwesenheit von Damen, die sich allerdings an solchen schlechten Sitten offensichtlich nicht im Geringsten stören. Mitgebrachte Speisen werden im Lokal aus dem Butterbrotpapier gewickelt und zusammen mit den Gerichten des Hauses und den teuren Weinen verteilt. Ab zehn Uhr abends steigern sich die Betrunkenheit dieser zahlungskräftigen Gäste und der patzige Ton der Kellnerinnen gegenüber dem neuen Publikum zu einem Furioso, das die gutbürgerlichen Herrschaften der Stammtischrunde aus dem Lokal treibt. Sie überlassen den Ratskeller im Jahre 1918 der neuen Klientel. Hofmiller fragt sich, was das für Leute sind, die nun dort den Ton angeben. Er vermutet, es sind vor allem Schieber, Agenten oder Makler, also Leute, die aus der Kriegsnot und den Versorgungsengpässen ihren Gewinn schlagen. Das gute alte Traditionslokal bekommt sogar einen neuen Namen, und daraus wird klar, was hier vor sich geht:

Jeden Tag war der Ratskeller eingedrückt voll, man nannte ihn nur mehr das Schwerarbeiter-Kasino. Die Munitionsarbeiter mit ihren Damen kamen angerückt.

Eindeutig identifizierbar in der Schar der vielen neuen Gäste sind die gut bezahlten Rüstungsarbeiter, die ungeniert krakeelen und sich auf den Toiletten übergeben. Hofmiller räsoniert darüber wie vermutlich viele

seiner bürgerlichen Zeitgenossen. Es handele sich um »Schwerarbeiter« der Münchner Krupp-Werke, von denen er weiß, dass sie einen stolzen Tageslohn von 15 Mark verprassen können. Er hat sich über sie erkundigt, und auch die Gespräche mit Freunden drehen sich immer wieder um dieses relativ neue Phänomen. Der genauere Befund ist folgender.

Es war der bayerische König, Ludwig III., ein Mann, über den von seinen Zeitgenossen noch viele abschätzigere Urteile zu hören sein werden, der diesen fundamentalen Wandel betrieb und diese Leute eigens ins Land holte. München hatte bis zum Krieg nur eine schwache, von der Struktur her eher mittelständische Metallindustrie. Im gesamten Reich fand ab 1914 ein rasanter Anstieg der Rüstungsproduktion statt, der dazu führte, dass die traditionellen Industriestandorte im Saarland, im Ruhrgebiet und in Sachsen immer stärker wuchsen. Südbayern und damit auch München blieb ohne nennenswerte Rüstungsbetriebe. Die Kriegsanstrengungen des Reichs sollte der bayerische Süden eher durch seine landwirtschaftlichen Überschüsse, mit Milch, Butter, Käse und Kartoffeln unterstützen.

Diesen Plan durchkreuzte Ludwig III. Er drängte darauf, die Rüstungsproduktion von Krupp auch in München anzusiedeln. Das geschah tatsächlich. Der Anteil des Königs daran wurde aber von Hofmiller und seinen Zeitgenossen übertrieben. Für sie waren die Rüstungsarbeiter, die auch in Sachsen angeworben worden waren, landfremde Menschen, die ihren Sonderstatus als hochbezahlte Fachkräfte zu flegelhaften Eskapaden in der Münchner Öffentlichkeit nutzten. Da waren nun waschechte Proletarier ins gemütliche München gekommen. Sie wohnten in Arbeiterunterkünften im Norden Münchens und strömten von dort her in die Stadt. Aus dieser Himmelsrichtung war auch schon vorher Ungemach über die Münchner Klein- und Großbürger hereingebrochen. Der Rüstungsstandort Freimann lag nördlich von Schwabing und die beiden Stadtviertel wurden für Hofmiller zum Synonym der Unruhe. In einem Brief an den Schriftsteller Ludwig Thoma erweitert er das Bedrohungsszenario:

Die Zerstörung Altbayerns durch den Krieg macht Fortschritte. Was jetzt dran glauben muß, wird Freising sein. Die Munitionswerke Schlüter vergrößern sich abermals ums vierfache. Das Bild der Bevölkerung ist schon merklich verändert. Die alten Geschäfte werden in aller

Stille entweder schließen, d. h. verkaufen, oder hinunterschwimmen. Was an ihre Stelle tritt, werden Bazare mit schlampiger Ware sein. Die mehreren Tausend Arbeiter ändern das politische Bild genau so.

In dem Verhalten der Frauen im Ratskeller, die in puncto Lärm, Bierkonsum und Schnapsverbrauch mit den Männern ihrer Begleitung gut mithielten, zeigte sich eine fundamentale Veränderung des Soziallebens während des Krieges. Wenn der Gymnasialprofessor die Zurückhaltung des gesetzten Kulturbürgers aufgab, sich in seinem Stuhl umdrehte und die Damen im Lokal einmal genauer ansah, dann konnte er das auffällige Gelb an ihren Fingern bemerken. Es kam vom Salpeter, mit dem es die Rüstungsarbeiterinnen täglich zu tun bekamen, wenn sie Munition verarbeiteten. »Kanarienvögel« war deshalb ihr Spitzname.

Gut bezahlte Frauen, die in Industriebetrieben eine wichtige Rolle spielten, das war eine große, regelrecht epochemachende Veränderung im sozialen Leben einer Stadt, die eigentlich der Inbegriff von Tradition war. Diese selbstbewussten Frauen sollten auch im Hin und Her zwischen radikalen Arbeitern und der bayerischen Regierung am Ende des Krieges eine wichtige Rolle spielen. Denn so, wie sie im Lokal auftrumpften, so taten sie es dann auch in der Politik. Aber vorerst war die Runde der Honoratioren im Ratskeller eher mit sich selbst und der eigenen Empörung beschäftigt.

Dabei entsprach Josef Hofmiller keineswegs dem Klischee des gemütlichen und behäbigen Münchner Beamten mit mäßiger geistiger Spannkraft, einem unendlichen Schatz an Vorurteilen und ausschließlicher Liebe zum Bier. Eigentlich war er das exakte Gegenteil. Dem Klischee bayerischer Beharrlichkeit entsprach er nur einmal, als er sich 1919 weigerte, aus München wegzuziehen. Der Anlass war ein Ruf an die Universität Köln, wo ihm, dem Essayisten und Nietzsche-Experten, ein Lehrstuhl für romanische Sprachen und Literatur angeboten wurde.

Das Renommee eines versierten Kulturwissenschaftlers hatte sich der 1872 im Allgäu geborene Lehrer über Jahrzehnte durch zahlreiche Artikel in den unterschiedlichsten Publikationen erarbeitet. Deshalb hatte ihn die Münchner Polizei 1912 auch gebeten, nebenbei das Amt eines Zensurbeauftragten in der Sparte Drama zu versehen. Am aufsehenerregendsten

war allerdings seine Mitarbeit und Mitherausgeberschaft bei den ›Süd-deutschen Monatsheften‹, wo er den Schritt von der Hochkultur zum nationalen Enthusiasmus machte. Dort lernte er Karl Alexander von Müller kennen, der den Lehrer mit der essayistischen Ader folgendermaßen charakterisierte:

Seine Begrüßung war ebenso freundlich wie kategorisch; er schien in allem Geschäftlichen kurz angebunden, von rasch entschlossener Knappheit, wie ein im großen verfügender Kaufherr, der sich nicht gern bei Kleinigkeiten aufhält. Aber dann, wenn ein geistiges Gespräch in Fluß kam, im kleinen, vertrauten geselligen Kreis, im Café oder gar abends beim Wein! Ich glaube, niemand kann seine Kritiken, seine Essays so genießen wie der, der ihn noch selbst reden gehört hat.

Hofmiller heiratete erst spät, 1916, Hulda Eggart, eine Lehrerkollegin und Schriftstellerin. Rasch kam das erste Kind, und dann kamen noch zwei weitere. Die Eheleute hatten in den Notzeiten während und nach dem Krieg alle Hände voll zu tun, um die Familie sattzubekommen. Hofmiller hielt das in seinem Tagebuch fest. Aber es gibt auch andere Zeitzeugnisse:

Ich wollte möglichst viel ergattern und mich in einem Berg von Eßbarem einmauern, etwas Geld sparen und dann rasten. Geldsparen aber ging sehr langsam. Der Wochenlohn war hin, eh ich mich versah ... Und es war der dritte Kriegswinter. Nichts gab es fast mehr. Zum Anstehen an den Läden war keine Zeit.

Mit diesen Worten schildert ein Arbeiter seine Situation im München des Jahres 1917. Wie sich das Leben eines solchen schwer schuftenden, jedoch auch gut bezahlten Arbeiters gestaltete, aber genauso, wie das Leben eines Schiebers genau aussah, das hat uns nicht ein für die Krupp-Werke angeworbener Sachse, sondern ausgerechnet ein Urbayer aus eigener Erfahrung minutiös geschildert. Oskar Maria Graf, ein Bäckergeselle vom Starnberger See. Seine Lebenserinnerungen ›Wir sind Gefangene‹ brachten ihm 1927 den Durchbruch als Schriftsteller.

Die beiden Zeitgenossen liefen durch dieselben Straßen, standen auf denselben Plätzen, tranken das gleiche Dünnbier und lebten 1918 dennoch wie auf zwei unterschiedlichen Kontinenten – rechts und links im

politischen Spektrum, der eine als Beamter und nationaler Publizist, der andere als Gelegenheitsarbeiter, Schieber und Revolutionär. Um die Stimmung der Zeit zu erfahren, um zu verstehen, wie es in der Stadt zuging, wie sich alles Politische und Soziale zwischen den Lagern aufschaukelte, ist gerade der Kontrast ihrer Erinnerungen erhellend. Graf und Hofmiller sind nicht nur politisch ein ungleiches Paar. Der eine wurde ein berühmter Schriftsteller, der andere ist längst vergessen. Doch wenn man sie zueinander in Beziehung setzt, ergibt sich ein gemeinsamer Wert, wie bei einem Puzzle, dessen Einzelteile erst ein Bild ergeben.

Dieser Zweiergruppe werden sich im Lauf der Erzählung noch zahlreiche weitere Zeitgenossen anschließen, oder sie werden ihren Weg kreuzen, und am Ende ist es ein Chor von Stimmen und Menschen, die auf den Plätzen palavern, streiten und sich aneinander vorbeidrängen, sich gegenseitig wegschieben oder drohend aufeinander zugehen. Die Geschichte der Revolution wird aus ihren Erlebnissen erzählt.

Mittags verlässt der Professor sein Gymnasium. Er schlendert langsam vor sich hin und stellt sich eine ganz praktische Frage: Soll er mit der Straßenbahn zur Isar fahren? Er entscheidet sich dagegen. So geht er weiter, kreuzt den Weg eines forsch und wie getrieben ausschreitenden, großgewachsenen, kantigen jungen Mannes, bemerkt ihn aber nicht. Sie gehen aneinander vorbei, beide sind in ihre Angelegenheiten vertieft. Der Gymnasiallehrer lernt den jungen Dichter nicht kennen. In der Vorkriegszeit wären die Zeichen dafür weit besser gestanden, wie Hofmiller resümiert:

Neulich ein wenig gegen Trudering zu spazieren. Eine wahre Prozession armer Weiber und junger Burschen ... Ich versuchte, mit den Leuten zu plaudern, wie dies früher selbstverständlich gewesen wäre. Bekam äußerst bissige, bösartige Antworten. Dabei konnte man sich doch früher gerade mit unsern Vorstädtern ausgezeichnet unterhalten. Welch köstlichen Abend hatten wir vor dem Krieg, im Hofbräuhaus unten, wo sich Pfitzner, Cossmann und ich mit einem Asphaltsieder stundenlang unterhielten! Das war Demokratie!

Wie Hofmiller war auch Oskar Maria Graf kein geborener Münchner. Erst im Jahr 1911 war er in die Stadt gezogen. Seine Jugend hatte er im nahe gelegenen Berg am Starnberger See verbracht. Er hatte dort das Bäckerhandwerk in der seit Jahrzehnten bestehenden Backstube der Familie ge-

lernt. Dabei wurde er vom Chef, seinem Bruder Max, regelmäßig brutal geschlagen und strengstens überwacht. Als Max schließlich herausfand, dass der 17-jährige Oskar Bücher las, solche kaufte und auf dem Dachboden des Hauses versteckte, verprügelte er den kleinen Bruder dermaßen, dass Oskar beschloss, nach München zu flüchten. Dort sollte das Landkind dann mehr als zwei Jahrzehnte bleiben.

Im Ersten Weltkrieg, wenige Jahre nach dem Umzug, wird der junge, ambitionierte Bursche, der Schriftsteller werden will und erste Gedichte schreibt, in einen Strudel gerissen, in dem sich alles ändert und doch alles beim Alten bleibt. Schon wieder geht es um Gewalt. Er wird früh eingezogen und erlebt, wie jene noch nie gesehene Verbindung von Grausamkeit, blinder Menschenverachtung, totaler Mobilisierung und technischer Präzision entsteht, die kennzeichnend ist für den Stellungskrieg und die Massenheere. Das Ausbluten, das Erschöpfen, die Zermürbung des Gegners wird zur gängigen Strategie. Doch Graf ist geistig immun gegen den nationalen Enthusiasmus, der das alles begleitet und überhört:

Soweit ich zurückdenken kann, hat keiner in unserer Familie jemals eine ausgesprochene Neigung fürs Vaterland gehabt. Gesetz, Patriotismus und Kriegsbegeisterung waren uns allen fremd. Mit Ausnahme meines älteren Bruders Max hat keiner meiner Brüder oder Schwestern je etwas von Beamten- oder Soldatensein und von Institutionen des Staates und des Militärs gehalten, im Gegenteil, wir fanden dies alles mehr oder weniger lächerlich und verschoben.

Kein Wunder, dass Oskar Maria Graf von Anfang an nichts beabsichtigte, als sich diesem Gewaltinferno zu entziehen. Es gelingt ihm tatsächlich. Als Josef Hofmiller mit seinem Kriegstagebuch beginnt, hat Oskar Maria Graf bereits eine lange Karriere als angeblich psychisch geschädigtes Kriegsoffer und dann als Arbeiter in einem kriegswichtigen Betrieb hinter sich. Er hatte sich somit erneut erfolgreich der Gewalt entzogen. In seiner Autobiographie schildert er den totalen Wertverlust, der auch Josef Hofmiller bei den Münchner Arbeitern im Ratskeller aufgefallen war. Wie auf dem Schlachtfeld und im Generalstab üblich, zählt für den Rüstungsarbeiter Graf vor allem eins: Der Zweck heiligt die Mittel.

Hungerszenen Voller Stolz waren viele, ja vielleicht die meisten Soldaten 1914 ins Feld gezogen. Der Krieg schien gerecht zu sein und ein über-schaubares Abenteuer zu werden. Seit aber die Kriegsbegeisterung der ersten Monate verklun-gen war, hoffte jeder der über 100 000 Münchner Soldaten nur, mit heiler Haut aus dem Inferno herauszukommen. Und Oskar Maria Graf, der wieder als Bäcker arbeitete, und zwar in einer kriegswichtigen Keksfabrik, hatte nicht für eine Sekunde die Vorstellung, er würde den Kame-raden im Feld mit seiner Arbeit zur Seite stehen. Eine nationale Schicksals- oder eine Notgemeinschaft, wie sie zu Anfang des Krieges gerühmt wurde, gab es da schon lange nicht mehr. Solidarität ist, wie alles andere in diesem Land, Mangelware geworden. Jeder schaut, wo er bleibt.

Die Firma, in der Graf arbeitete, fertigte Gebäck für Lazarette. Solche Waren für den Heeresgebrauch wurden gut bezahlt, und da eine Million bayerischer Soldaten im Feld stand und damit vom Arbeitsmarkt ver-schwunden war, konnte nur derjenige Fabrikant erfolgreich sein Geschäft betreiben, der gute Löhne bot und damit die ohnehin raren Arbeiter an-lockte. Später sollte genau dies bei Hofmiller lodernden Zorn auslösen. Man hätte alle Arbeiter in die Industrie zwangsverpflichten, das heißt sie als Soldaten behandeln sollen. Dann hätte man ihnen nur den militä-rischen Sold geben müssen, und so wäre auch das Großgetue der Schwer-arbeiter und das Durcheinander in Staat und Gesellschaft gar nicht erst entstanden.

Das Keksbacken verband beide – Graf und Hofmiller. Das wurde sogar im Hause des Beamten betrieben. Da Mehl knapp war und kriegswich-tige Fabriken Vorzugsbehandlung erfuhren, musste Ehefrau Hulda immer dann, wenn für Privatkunden Mehl verfügbar war, auf Vorrat trockenes Süßgebäck herstellen. Das löste sie, wenn es mal wieder Milch gab, darin auf und fütterte den Säugling der Familie Hofmiller mit dem Fläschchen. Gab es keine Milch, musste Wasser als Ersatz herhalten. Währenddessen ist der Gatte auf der Pirsch. Er sucht Essbares:

Wie gewöhnlich gab es wieder
Nachtarbeit, auch sonntags.

Wie ausgestorben waren die großen
Hallen der Fabrik. Nur zwei Öfen
brannten und bloß ein Schießler
(erster Geselle) und ein Lehrling
waren außer mir noch da. Durch
die Marktwirtschaft war der
Brotkonsum zurückgegangen.

Oskar Maria Graf, Wir sind Gefangene

Um 8 Uhr in der Bazeilleschule, um Lebensmittel fürs Büble zu holen. Man schickt mich nach Metzstraße 12, Säuglingsanstalt, um die Karte abstempeln zu lassen. Ich kann die Beamtin erst um $\frac{3}{4}$ 11 treffen. Inzwischen heim, um nachzusehen, ob wir die Reserve-Brotmarken-Abschnitte noch haben. Nein. Zur Dollin, Zwiebeln und Beeren bestellt. Sie sagt, der Abschnitt gilt ... In der Schloßstraße versucht, Brot zu kaufen. Der Abschnitt gilt nicht, weil die rechte Hälfte fehlt. Zur Bäckerei Seeberger: versucht, ob mir vielleicht sie für meine Abschnitte Brot geben. Abgewiesen.

Die Odyssee des Gymnasialprofessors beim Lebensmitteleinkauf geht noch Stunden so weiter. Zum Schluss erhält er etwas Brot von der Bäckerei Seeberger:

Sie gibt mir Brot aus Gnade, weil ich eine alte Kundschaft bin ... So sieht ein Kriegsvormittag aus. Solche Kriegsvormittage habe ich hunderte hinter mir.

Von Ersatzstoffen oder Mangel bleibt der gut bezahlte Arbeiter Graf weitestgehend verschont. Mittags isst er – allein aus Zeitvertreib und Langeweile – zwei Portionen des Essens, das im Katholischen Gesellenhaus ausgeteilt wird. Er kann es sich leisten. Während der Arbeit beleidigt er die Frau des Fabrikanten, doch niemand will ihn wirklich zur Rede stellen. Er baut für schlechtere Zeiten vor, also für eine Periode, in der es Kohlen, Holz, gutes Bier und gute Zigaretten nicht mehr nur gelegentlich, sondern überhaupt nicht mehr geben wird. Hemmungslos bestiehlt er deshalb seinen Chef und legt sich Vorräte an. Gut ausgestattet ist er mit Verachtung für viele Menschen seiner Umgebung.

Alle krochen hier, alle waren katholisch organisiert, jeder war scheinheilig und fing zu rennen an, wenn der Meister kam ... Nur die Packerinnen, die manchmal herunterkamen, waren dreist und stahlen wie die Raben ... Den ganzen Tag fraß ich Lebkuchen und Keks und trank Trockenmilch. In mein Jackettfutter oberhalb der Brusttasche schnitt ich Löcher und füllte sie stets vor dem Nachhausegehen mit Gebäck, mit Zucker und Mehl.

Davon kann Josef Hofmiller nur träumen. Doch genau dieser Mangel hat uns ein einmalig aussagekräftiges Erinnerungsstück aus dem Alltag der Zeit und aus dem Kampf ums schiere Überleben erhalten. Es sind die